

Barbara Schaefer · Rasso Knoller

Lesereise Südliches Afrika

*Von der Serengeti
an den Elefantenstrand*

Picus Verlag Wien

Inhalt

AUFBRUCH

Heimweh nach der Serengeti

Über Tiere in Afrika und die Heimat der Menschheit 9

Auf Safari

Was sind das nur für Leute, die auf Safari gehen? Eine Typologie 15

KENIA – Elefanten am Kilimandscharo

Im Amboseli-Nationalpark 19

TANSANIA – Löwen, Smartphones und ein Ring

*Wie eine Bankerin und ein ehemaliger Großwildjäger Tansanias
Tierwelt retten – mit einer Lodge* 22

TANSANIA – Wie ein Wilderer zum Konditor wurde

Eine Geschichte mit Happy End 30

SAMBIA – Zu Fuß unterwegs im Elefantenland

*Mittendrin statt nur dabei: Im Südluangwa-Nationalpark
erlebt man auf Fußsafaris die Natur hautnah* 41

SAMBIA – Heiße Duschen und Donuts

Blick hinter die Kulissen einer Wandersafari 45

MALAWI – Mit Löwen auf Touristenfang

*Löwen und Leoparden aus Südafrika sollen Malawi zur Safari-
Destination machen* 52

MALAWI – Vom Fischer und seinem Boot

Unterwegs in den Dörfern des Malawisees 56

MALAWI – Das Waisenhaus der Kellnerin

Eine Kellnerin führt ein selbst finanziertes Waisenhaus 66

MOSAMBIK – Ein Elefant im Vorgarten

*Das Niassa Nature Reserve ist ein Paradies für Touristen,
Naturliebhaber – und Wilderer* 70

MADAGASKAR – Kuscheln mit Lemuren	
<i>Lemuren und Chamäleons sind die eigentlichen Stars bei einer Tour durch den Norden Madagaskars</i>	74
SEYCHELLEN – Baden, wo andere Werbefilme drehen	
<i>Die Seychellen sind das Paradies für Strandboys und Badenixen</i>	81
SEYCHELLEN – Das Grün, das Blau, das Weiß	
<i>Eine Trikolore aus Naturfarben</i>	86
SEYCHELLEN – Überfahrt ins Paradies	
<i>Auf der Insel La Digue fahren kaum Autos, Ochsenkarren sind das wichtigste Verkehrsmittel</i>	90
SEYCHELLEN – Rastalocken und Gretelzöpfe	
<i>Der Carnival International de Victoria</i>	93
BOTSWANA – Der Luxus des ursprünglichen Lebens und Gehens	
<i>Unterwegs im Norden Botswanas</i>	99
NAMIBIA – Ab dreißig billiger	
<i>In Namibia kostet eine Frau im heiratsfähigen Alter bis zu eineinhalbtausend Euro – jenseits der dreißig sinkt der Preis</i>	109
NAMIBIA – Nashörner und Massagen	
<i>Wellness und Wildnis auf einer Farm</i>	115
SÜDAFRIKA – Durch die rechte Tür in die Vergangenheit	
<i>Einige Besucher im Apartheidmuseum in Johannesburg werden durch einen Aufdruck auf dem Eintrittsticket zu »Schwarzen« ...</i>	119
SÜDAFRIKA – Auf zwei Rädern durch Soweto	
<i>Es gibt sicher schönere Orte für eine Fahrradtour als Soweto – aber nur wenige, die interessanter sind</i>	123
SÜDAFRIKA – Der See der Toten	
<i>Im Fundudzi-See im Norden Südafrikas leben die Verstorbenen. Sie werden von einem weißen Krokodil bewacht</i>	128
Danke	131

AUFBRUCH

Heimweh nach der Serengeti

Über Tiere in Afrika und die Heimat der Menschheit

Wir fahren nach Afrika. Wir wollen Löwe, Leopard, Nashorn, Elefant und Büffel in freier Wildbahn sehen. Wir buchen eine Safari, wir erwarten viel: große Tiere in großartiger Landschaft. Und bekommen unvermutet weit mehr: eine Reise in uralte Zeiten.

Zunächst betört die Begegnung mit den wilden Tieren. Auch Tania Blixen, die bereits einige Zeit in Afrika gelebt hatte, war gebannt von der Schönheit von Wildtieren und Wildnis, sie hat es in ihrer romanhaften Aufzeichnung »Afrika – Dunkel lockende Welt« ausführlich geschildert. Auf ihrer Farm am Fuße der Ngong-Berge erinnert sie sich wehmütig an Safaris. Sie habe »eine Büffelherde von einhundertneunundzwanzig Stück unter einem kupferbraunen Himmel einzeln aus dem Morgennebel hervortauchen sehen, als ob die dunklen, schwarzen, ehernen Tiere mit ihren mächtigen, seitlich geschwungenen Hörnern nicht auf mich zukämen, sondern vor meinen Augen erschaffen und stückweis, wie sie fertig wurden, herausgeschoben würden«.

Die Faszination für große Tiere verschlägt Afrikabesuchern den Atem. Warum eigentlich? Was löst der Anblick dieser gewaltigen Fleischberge in

uns aus? Erfasst uns romantische Naturschwärmererei? Oder Sensationsgier, die Hoffnung, einen »kill« zu sehen? Tönen gar archaische Trommeln in unseren Ohren? Oder ist es nur die Freude, afrikanische Tiere in voller Lebensgröße zu sehen? Schließlich sind die *Big Five* leicht mit allen Sinnen zu erfassen und außerdem bei uns sehr bekannt. Wer je mit Nichte, Neffe oder eigenem Nachwuchs ein Bilderbuch durchgeblättert hat, weiß: Den kleinen Europäern sind Löwe, Giraffe und Elefant vertrauter als Esel, Ente und Eber.

Wir könnten einen Elefanten zeichnen, wissen, wie ein Löwe brüllt und kennen aus Tierfilmen an verregneten Sonntagnachmittagen das Bild von über die Steppe ziehenden Gnus. Aber dann sitzen wir in einem offenen Jeep und spähen mit stadtblindem Augen ins Gebüsch, mit dem aberwitzigen Ehrgeiz, als Erste ein wildes Tier zu erblicken. »Ich habe den königlichen Löwen gesehen, wie er vor Sonnenaufgang im Schein des verblassenden Mondes über die graue Steppe heimkehrte vom nächtlichen Beutezug – dunkel zog sich seine Spur durch das silbrige Gras, sein Maul war noch rot bis an die Ohren –, oder bei seiner Mittagsrast, wenn er behaglich im Kreise der Seinen auf dem kurzen Rasen im hellen, frühlingzarten Schatten der Schirmakazien in seinem Lustgarten Afrika ausruhte«, so Tania Blixen in ihrem Roman.

Wir könnten einen Elefanten zeichnen? Das träge Tier wäre wohl eher ein Zirkuselefant, der sanft das tonnenschwere Vorderbein auf einem bunten Hockerchen abstellt. Doch die Erinnerung

an das, was sich dort vorne als graue Wand vor dem Jeep aufbaut, liegt in tieferen Schichten unseres Gedächtnisses verborgen. »Ich habe eine Herde von Elefanten durch den dichten Urwald wandern sehen, da, wo die Sonnenstrahlen sich zwischen dem dichten Gerank in lauter kleine Lichter und Flecken zerteilen; sie schritten aus, als hätten sie eine Verabredung am anderen Ende der Welt«, heißt es bei Tania Blixen.

Wenn Safariteilnehmer abends ins Camp zurückkehren, durchgeschüttelt von einem Tag im Allradwagen, erschlagen von den Eindrücken, wirken sie oft dennoch nicht sonderlich erschöpft. Dann fällt oft dieser Satz: »Es ist so eigenartig, ich fühle mich hier zu Hause.« Markus Borner lebt in Ostafrika, er hat dies oft gehört. Der Leiter des Projekts »Afrika« der Deutschen Zoologischen Gesellschaft führt in der Serengeti die Arbeit in der Tradition Bernhard Grzimeks weiter, beschäftigt sich mit Parkunterstützungsprojekten und genießt es ansonsten, wenn abends beim Gin Tonic Hippos und Zebras vor dem Haus vorbeiziehen, »pure Lebensqualität« nennt er das. Über die heimatischen Gefühle, die Afrikabesucher überwältigen, wundert er sich nicht. »Wir kommen ja alle von hier.« In Ostafrika, der Wiege der Menschheit, lernten wir den aufrechten Gang, waren fruchtbar und mehrten uns, machten uns die Erde untertan, strömten aus der Olduvai-Schlucht heraus in die Welt, »so wie die Tiere da auswandern, sind auch wir ausgewandert, vor hundertzwanzigtausend Jahren, nur sechstausend Generationen weit weg,

das ist nicht viel«. Der promovierte Biologe glaubt, dass diese Heimat in uns blieb. »Gehen Sie doch mal in einen Stadtpark in München oder London, wir bauen uns doch immer eine Serengeti: Kurzgrasrasen wie in der offenen Savanne, große Bäume mit Abständen dazwischen, auf die konnten wir raufklettern, auf der Flucht vor den Löwen.«

Neben nie geahntem Heimatgefühl wecken Safaris weitere Emotionen, an die wir sonst nicht so einfach herankommen. Nicht nur sensible Gemüter befällt Ehrfurcht und Demut, dass es diese Tiere noch gibt, sei es ein einzelner Elefant oder eine Million Gnus, die durch die Ebene ziehen. So wird die Begegnung mit der großartigen Tierwelt auch eine Begegnung mit den eigenen Instinkten, wird die Safari – was auf Suaheli nichts anderes bedeutet als Reise – auch zu einer Reise ins Ich. Es sei nicht verschwiegen: Im Ich wohnen auch düstere Mächte. In Jagdcamps wird nach dem zweiten Whiskey viel erzählt, und es geht nur um das Eine: töten. Kameras ersetzen das nicht, eine Fotosafari hat wenig mit einer Jagdsafari gemein. Andere zu töten ist die größte Macht, die der Mensch hat. Für den Abschuss eines intelligenten Tieres bezahlen Jäger – fast ausschließlich Männer – horrenden Summen. Auch sie führt die Reise nach Afrika in eine archaische, vorzivilisatorische Vergangenheit zurück.

Auch ohne Jagdgewehr ist der Tod ein Bewohner der Savanne. Das Fressen und Gefressen-Werden führt dem Städter den Kreislauf des Lebens vor Augen, der Tod wird etwas Normales, wir begreifen uns als Teil des Systems. Der Wildtierfoto-

graf Frans Lanting war oft Zeuge des Todes von Tieren. Die Grausamkeit der Natur habe ihn überwältigt und seine Fotografie für Jahre bestimmt, »dieses Erlebnis sinnloser Gewalt, das Fehlen jedes Mitgefühls, der helle Wahnsinn – grandios. Natur, wie sie sein muss. Grandios und katastrophal.«

Afrika wird nicht nur von großartigen Tieren bewohnt. Manch einen befällt ein schlechtes Gewissen bei der Vorstellung, auf den schwarzen Kontinent zu reisen. Nirgendwo anders liegen Garten Eden und die Hölle auf Erden so dicht beieinander. Fast jeder Weiße hier ist ein Nachkomme von Kolonialisten und Eroberern. Seine Vorfahren haben Afrika unterjocht. Urlaub machen inmitten von Elend, Rassenunruhen und Epidemien? Die Sorge ist berechtigt, doch die teure Luxusunterkunft – mitunter im Zelt, noch ein Tribut an den nomadischen Beginn der Menschwerdung – bringt ordentlich Geld in arme Länder. Die Wildreservate in Tansania besuchen jährlich eine halbe Million Menschen, sie lassen eine halbe Milliarde US-Dollar liegen, das schafft zwanzig Prozent des Bruttoinlandsprodukts des Landes. So werden der Schlaf in weißem Linnen, der Cocktail auf der Holzterrasse mit Blick zum Wasserloch und edle Küche unterm Sternenzelt zur guten Tat.

Wenn Sie also in Ihrer Lodge sitzen, den Geräuschen der Wildnis lauschen und zwischen Ehrfurcht und Entsetzen schwanken bei der Vorstellung, ein Löwe könnte es Ihnen gleichtun und sich einen Sundowner genehmigen, dann stoßen Sie ruhig einmal auf Dr. Bernhard Grzimek an. Er dachte

schon 1959 an Sie: »Nicht heute oder morgen, aber in drei, vier Generationen, wenn man Bolschewismus und Kapitalismus längst vergessen hat, werden vielleicht viele Menschen froh darüber sein, dass sich in unseren Tagen jemand um die Tiere Afrikas Sorgen gemacht hat. (...) In hundert Jahren werden Chruschtschow und Eisenhower, werden unsere politischen Sorgen und unser Hass nur noch in Geschichtsbüchern ein Buchstabenleben führen. Aber ob dann noch Gnus über die Steppen stampfen und nachts Leoparden brüllen, das wird den Menschen immer noch etwas bedeuten; gerade deshalb, weil sie noch viel mehr dazu verdammt sein werden, in riesigen Betonstädten zu leben.«

Zu Hause haben wir uns in der Enge eingerichtet, rasen durch das Leben wie eine unüberschaubare Herde von Gnus auf der Flucht. In Afrikas Weiten übermannt uns die beeindruckende Leere. Wir sind angekommen. Die bei Weitem längste Zeit unserer Evolution haben wir gemeinsam mit uns umgebenden Tieren verbracht. Zurückgekehrt zu den Weggefährten unserer Vergangenheit erfasst unser Herz ein Fernweh, nicht nach einem Ort, sondern nach einer versunkenen Zeit. Wieder zu Hause, jenseits von Afrika, werden wir versuchen, diese Wehmut zu lokalisieren. Aus tiefen Träumen steigt Heimweh auf, Heimweh nach der Serengeti, nach der offenen Savanne mit den Bäumen, die uns vor den Löwen schützen.

Barbara Schaefer

SAMBIA

Zu Fuß unterwegs im Elefantenland

Mittendrin statt nur dabei: Im Südluangwa-Nationalpark erlebt man auf Fußsafaris die Natur hautnah

Die Luft flimmert. Dreißig Grad über der Ebene und Daudi geht voran. Es ist neun Uhr morgens im Südluangwa-Nationalpark im Osten Sambias. Die Geier sind in der Hitze des Tages aufgestiegen und halten Ausschau nach den Resten der Jagd der vergangenen Nacht. Daudi erklärt, dass die großen Raubvögel erst Stunden nach Sonnenaufgang mit »ihrem Tagwerk« beginnen können. »Die nach oben steigende warme Luft hilft ihnen beim Gleiten«, sagt er. Ständig mit den riesigen Schwingen schlagen zu müssen, wäre für die Vögel nämlich viel zu anstrengend.

Ich bin mit Daudi Njobvu auf Fußsafari entlang des Mupamadzi River unterwegs. Vor uns läuft Thomas. Der junge Ranger hält lässig das Gewehr in der Hand. So ist es Vorschrift. Denn Daudi und ich sind in einer Region unterwegs, in der Menschen nur Gäste sind – und nicht immer gern gesehen. Hier haben Löwen und Leoparden das Sagen. Und Elefanten. Die begegnen uns auf unserer Wanderung fast hinter jeder Wegbiegung. Vor den Dickhäutern, die eigentlich recht freundlich wirken, hat Daudi den größten Respekt. Er achtet genau darauf,

dass wir den großen Grauen auf ihrem Weg zum Fluss nie den Weg abschneiden oder ihnen sonst irgendwo in die Quere kommen. Elefanten sind es nicht gewohnt auszuweichen, und besonders Elefantenkühe mit Kälbern sind für ihre Launen bekannt. Auch wenn es die Fotoausbeute schmälert – als wir zwei Elefanten beim Schlammbad entdecken, halten wir diskret Abstand.

Löwen und Leoparden bekommen wir zu Fuß ohnehin nicht zu Gesicht, hatte mir Daudi schon vor dem Abmarsch vorhergesagt. Die Raubkatzen haben vor uns genauso großen Respekt wie wir vor ihnen und machen sich deswegen, schon lange bevor wir sie entdecken könnten, aus dem Staub. Wem es nur darum geht, möglichst viele Tiere zu sehen, der lässt sich ohnehin am besten mit dem Jeep durch den Nationalpark fahren. Denn die menschliche Silhouette haben die Tiere als Feindbild gespeichert und nehmen Reißaus. Ein Auto dagegen ist für sie nichts weiter als ein viereckiger Block, vor dem man keine Angst zu haben braucht.

Eine »Walking Safari« hat andere Vorteile. Man ist mittendrin statt nur dabei, verlässt seinen Zuschauersitz und hat das Gefühl, Teil der afrikanischen Natur zu sein. Das alte Jägergen wird aktiviert und bald fühlt man sich, als wäre man auf der Pirsch. Um Impalas, Pukus oder Kudus nahe-zukommen, muss man wie ein Buschmann durchs Gestrüpp schleichen oder am Flusslauf geduldig warten, um Büffel, Zebras und Wasserböcke an der Tränke zu sehen.

Und man muss einen Führer haben wie Daudi. Der Fünfzigjährige hat schon manches Jahr im Busch hinter sich und kennt alle Tiere, egal ob Säuger, Vögel oder Käfer, beim Namen. Und er weiß alles über sie. Er liest ihre Spuren im Sand und kann sie anhand ihres Kots identifizieren. Innerhalb weniger Stunden werde ich dank Daudi zum Experten für tierische Ausscheidungen und kann anhand ihrer Kötel Impalas von Kudus unterscheiden. Weiß, dass der Kot von Hyänen weiß ist, weil sie als Aasfresser vor allem Knochen – und damit Kalzium – fressen, und dass die Exkreme der Elefanten oft zerwühlt sind, weil die Dickhäuter ein schlechtes Verdauungssystem haben und viel von ihrer Nahrung ungenutzt wieder ausscheiden. Darum suchen Perlhühner im Elefantenkot nach Körnern. Am Ende des Tages kommen wir verschwitzt ins Lager zurück. An der Distanz, die wir zurückgelegt haben, liegt es nicht, dass die Hemden am Körper kleben. Es gab viel zu viel zu entdecken, als dass wir wirklich viele Kilometer hätten machen können. Der Schweiß kommt allein von der Hitze – denn bei dreißig Grad ist das Thermometer nicht stehen geblieben. Während wir schon mit einem Glas Gin Tonic beim Sundowner sitzen, drehen die Geier noch ein paar letzte Runden, um dann mit dem Sonnenuntergang ebenfalls ihr Tagwerk zu beenden.

Zwei Tage später entdecken wir doch noch Löwen. Drei Prachtexemplare, die ihre Mittagssiesta unter einem Baum verbringen. Wir kommen ihnen so nahe, dass wir ihren Atem hören können –

ich bin froh, dass wir inzwischen wieder mit dem
Auto unterwegs sind.

Rasso Knoller